

Architekturpsychologie

Häuser, die der Seele schmeicheln

Räume beeinflussen die Stimmung eines Menschen. Architekten nutzen das Wissen von Psychologen für die Gestaltung öffentlicher Bauten wie auch privater Wohnungen.

Julia Rotenberger Düsseldorf

Die Hauptrolle in JP Delaneys Roman „The girl before“ spielt ein Haus: Es ist so entworfen, dass es seine Bewohner Askese lehrt. Jeder Löffel hat seinen Platz; die Möbel sind so arrangiert, dass sie zum Ordnung halten animieren; Haustiere und Kinder sind tabu. Dabei ist Delaneys Haus weniger Fiktion, als man annehmen könnte. Auch in der realen Welt arbeiten Architekten, Psychologen und Neurowissenschaftler daran, Räume zu gestalten, die die Psyche ihrer Bewohner beeinflussen. Allerdings geht es weniger darum, die Menschen zu erziehen. Auch gegen Kinder und Tiere gibt es keine Einwände. Eher sollen Räume dabei helfen, Konflikte zu vermeiden und Angst zu nehmen.

Im Jahr 1984 stellte Architekturprofessor Roger S. Ulrich fest, dass Architektur eine heilende Wirkung haben kann. Er entdeckte damals, dass Patienten sich nach einer Gallenstein-OP schneller erholten, wenn sie auf einen Baum statt auf eine schneöde Betonwand blickten. Sie brauchten weniger Schmerzmittel, klagten seltener über Unwohlsein und verließen das Krankenhaus deutlich früher. Auch auf das Verhalten von Kindern haben Bauten Einfluss. Israelische Forscher fanden 2004 heraus, dass Kinder in offenen Räumen öfter und vielfältiger miteinander interagieren, während Räume mit Nischen zum ruhigen Spielen animieren.

Unzufriedenheit mit der Gestaltung von Räumen für Kinder gaben bei Nataša Bramey-Dudaš den Anstoß, sich mit der Psychologie des Bauens zu beschäftigen. Als sie an einem Schulprojekt arbeitete, verspürte die Architektin Unbehagen: „Alles musste zweckmäßig und funktional sein, aber aus der Architektur sprach eine alte Pädagogik“, sagt sie. Als Beispiel dafür zählt sie die langen, kahlen, dunklen Flure, entlang derer die Klassenzimmer platziert waren, auf. Flure, die wie gemacht dafür zu sein scheinen, Kindern Angst zu machen. Auch in anderen Gebäuden, etwa in Büros und Wohnbauten, spürte sie dieses Unbehagen. „Die Menschen, die in den Häusern lebten und arbeiteten, schienen nicht glücklich zu sein“, erzählt sie.

Bramey-Dudaš wollte es besser machen. Wenn sie heute plant, versucht sie, sich an den Bedürfnissen der Psyche ihrer Klienten zu orientieren. Bei der Gestaltung einer Realschule im nordrhein-westfälischen Herdecke integrierte sie Nischen mit Sitzgelegenheiten in den Flur: „So können sich die Kinder unbeobachtet fühlen“, sagt die Architektin. Zugleich ist der Flur aus einem bestimmten Winkel von allen Seiten einsehbar, so dass Lehrer ihrer Aufsichtspflicht nachkommen können.

Die Schultoiiletten in Herdecke sind nicht allein nüchtern gekachelt, sondern durch große Spiegel und Holzelemente aufgelockert. „Toiletten sind oft Angsträume für Kinder“, nennt Bramey-Dudaš als Grund. Dort würden Konflikte ausgetragen und Frust durch Vandalismus abgebaut. Ihre Art der Ausstattung soll den Schülern die Angst vor den Toilettenaufenthalten nehmen und Beschädigungen des Inventars vermeiden. Das ist ihr gelungen. Als sie die Schule wenige Jahre später besuchte, waren die Toiletten anders als an vielen anderen Schulen kaum beschmiert.

Wenn Bramey-Dudaš anbietet, Wohnhäuser nach Erkenntnissen der Psychologie zu gestalten, stößt sie jedoch auf Hemmungen der Bauherren: „Viele Kunden wollen gar nicht, dass bekannt wird,



Nataša Bramey-Dudaš

Essecke mit Blick in den Garten: Offene, helle Räume verbinden drinnen und draußen.



Sofa in der Leseecke: Nischen vermitteln Geborgenheit.

dass bei der Planung ihres Hauses auch psychologische Aspekte berücksichtigt wurden, aus Furcht, das könnte mit Krankheit assoziiert werden.“ Bevor sie plant, will sie wissen, wer in den Räumen wohnen wird. „Eine Familie agiert anders als ein älteres Ehepaar oder ein junges Pärchen“, erklärt sie. Wichtig sei, dass alle Bewohner einen Rückzugsort hätten. Diesen bräuchten sie, um „eigene Ressourcen zu finden, zu entdecken und zu entfalten, sowie das Bedürfnis der Sicherheit innerhalb der eigenen ‚vier Wände‘ zu stillen.“

Darüber hinaus gibt es allgemeingültige Erkenntnisse: „Helle, lichtdurchflutete Räume heben die Stimmung“, sagt Bramey-Dudaš. Offene Räume vermitteln Größe und verbinden die Umgebung mit der Wohnung. Fenster mit Ausblick ins Grüne tragen zur Gesundheit bei. „Ein Baum in Sichtweite steigert die regenerativen Ressourcen, trennt optisch andere Beobachtungen und somit fremde Einblicke in die Privatsphäre“, sagt Bramey-Dudaš.

Von Zellen zu Mikroapartments

Eine schöne Aussicht ist auch für Andrea Seelichs Klienten wichtig. Seit fast zwei Jahrzehnten entwirft die Architektin Gefängnisse in ganz Europa. Darin leben und arbeiten Personengruppen gezwungenermaßen unter einem Dach, die vollkommen unterschiedliche Interessen haben: „Die einen wollen hinaus, die anderen hindern sie daran. Konflikte sind vorprogrammiert“, sagt die 48-Jährige. Gefängnisse so zu planen, dass Aggressionen abgebaut werden, ist eine ihrer Aufgaben. Dabei hilft ihr, dass sie auch Kriminologie studiert hat. Inzwischen interessieren sich ebenfalls Wohnungsbaunternehmer für ihr Know-how. Schließlich sind Mietshäuser keine konfliktfreien Räume. Vor Kurzem referierte sie über ihre Erfahrungen aus dem Gefängnisbau bei einem Forum zum Bau von Mikroapartments. Dabei konnte sie auch private Erfahrungen mit dem Wohnen auf kleinstem Raum einbringen. Ein Jahr lang lebte die Architektin auf 9,5 Quadratmetern in Prag. Einen Gefängnisaufent-

halt simulieren wollte sie dabei nicht, sondern wissen, wie es sich anfühlt, auf begrenztem Raum zu leben. Ihr Fazit fällt positiv aus: „Ich konnte alles, was ich brauchte, unterbringen; ich hatte den Ausblick auf die Dächer der Prager Altstadt und Privatsphäre“, erinnert sie sich.

Doch obwohl Gefängniszellen und Kleinstwohnungen sehr verschieden sind, haben sie eines gemein: „Je beengter mein Lebensraum ist, umso dominanter der Blick nach draußen“, erklärt Seelich. Wer in die Ferne, ins Grüne blicke, fühle sich besser als jemand, der auf eine graue Betonwand

interTOPICS/Photostock

„Es gibt oft keine Interaktionsräume, die Leute laufen sich nur zufällig über den Weg.“

Harald Deinsberger-Deinsweger
Architekturpsychologe



Nataša Bramey-Dudaš

Wohnzimmerfenster: Der Blick ins Grüne erhöht das Wohlbefinden.



mauritus images

Blick in den Garten: Bäume verhindern störende Blicke Anderer in die eigene Privatsphäre.

schauen muss. Auch bei der Gestaltung des Innenraums gibt es Parallelen: So sollten nach Möglichkeit Sitzgelegenheiten auf verschiedenen Ebenen vorhanden sein - Stuhl, Bett, Schrank. „Wenn der Raum so konzipiert ist, dass die einzige Sitzmöglichkeit das Bett ist, dann ist das nur ein Verwahren und kein Wohnen“, sagt die Architektin.

Wie sich Konflikte in Mietwohnungsanlagen reduzieren lassen, weiß Harald Deinsberger-Deinsweger. Der Wiener Architekturpsychologe ist überzeugt, dass die Berücksichtigung der psychologischen Bedürfnisse der Bewohner die Betriebskosten einer Wohnanlage senken kann. Deinsberger-Deinsweger fällt bei modernen Gebäuden auf: „Es gibt oft keine Interaktionsräume, die Leute laufen sich nur zufällig über den Weg.“ Das führe dazu, dass man die Nachbarn nur dann wahrnehme, wenn sie stören, etwa durch Lärm. „So entsteht ein Feindbild.“ Man ärgere sich schneller.

Begegne man seinen Nachbarn dagegen auch in angenehmen Situationen, steige die Toleranz-

schwelle. Das führe dazu, dass die Hausverwalter seltener Streit unter Nachbarn schlichten müssen, so dass die Kosten für die Verwaltung geringer ausfallen. Zusätzlich steige dann die Bereitschaft zur sozialen Kontrolle und die Wahrscheinlichkeit von Vandalismus sinke. Für die Gestaltung der Begegnungsräume in Wohnanlagen will der Psychologe nur eine Vorgabe machen: „Sie sollten am besten so liegen, dass die Bewohner auf dem Hin- und auf dem Rückweg zu ihrer Wohnung einander begegnen. Zugleich soll es aber nicht so sein, dass man dort hingehen muss.“

Positive Einflussnahme auf die Psyche muss Deinsberger-Deinsweger zufolge nicht auf Neubauten beschränkt bleiben: „Auch im Plattenbau liegt viel Potenzial.“ Dort lägen viele Freiflächen brach; außerdem seien die Flachdächer noch größtenteils unbegrünt - was Raum für Gestaltung zuließe.

Den aktuell vielerorts in den Himmel wachsenden Wohnhochhäusern blickt der Architekturpsychologe mit gemischten Gefühlen entgegen. „Einerseits ist eine Wohnung in den höheren Etagen

durchaus in der Lage, einen gewissen Erholungseffekt zu bieten“, sagt er. Das Gefühl, weg zu sein - etwa von den Mühen am Arbeitsplatz oder dem Treiben am Boden - werde durch die erhöhte Position verstärkt. Auch eine weitläufige Aussicht könne einen gewissen Entspannungszustand begünstigen. „Auf der anderen Seite ist der Isolationsgrad beträchtlich.“ Die Isolation vom Wohnumfeld mache es insbesondere Kindern schwer, Kontakte zu anderen herzustellen. Gleiches gelte für Erwachsene, die den Großteil des Tages in der Wohnung verbringen müssen. Die Gefahr der sozialen Isolation sei hoch.

Geringe Mehrkosten

Von sozialer Isolation sind die Bewohner von „Flair Village“ in Liesing, dem 23. Wiener Gemeindebezirk, weit entfernt. Wer in einer der Wohnungen und Einfamilienhäuser lebt, blickt ins Grüne und sieht Fassaden, die mit Holz verziert sind. Das ist so gewollt. Für Otto Kauf, Geschäftsführer der Flair Bauräger GmbH, die das 2008 fertiggestellte Projekt betreut hat, war das Dorf das erste seiner Art, das bewusst mit Hilfe der Psychologie konzipiert wurde. „Im Vordergrund steht bei uns der Lebenswert für die Bewohner“, wirbt Kauf für sein Werk. Eine gute Balance zwischen Privatem und öffentlichem Raum sei wichtig. „Erst wenn eine gewisse Privatsphäre da ist, will man sich begegnen.“ Damit das möglich ist, versetze Kauf die Fensterachsen und Blickwinkel so, dass die Einsicht in fremde Wohnungen gering ist. Zugleich können sich die Bewohner in Innenhöfen und Gärten begegnen, die Räume in den Wohnungen sind von bis zu drei Seiten ausgeleuchtet.

Auch setzt die Firma, die für privaten und frei finanzierten Wohnungsbau plant, auf die Hilfe der Natur: „Bei unseren Anlagen versuchen wir immer, einen Quellbrunnen oder ein Biotop zu integrieren“, berichtet Kauf. Dabei wirke das Grün nicht nur positiv auf das Gemüt der Bewohner, sondern verbessere auch das Klima. Die Neugestaltung des Wohnumfeldes müsse nicht viel kosten, ist Kauf überzeugt. „Eine unangenehme Durchgangssituation lässt sich binnen einer Stunde verbessern, wenn man sich mit dem Architekten zusammensetzt.“ Uneinsichtige Bereiche, dunkle Ecken und Winkel könnten so frühzeitig ausgemerzt werden. Im Schnitt würde eine auf die Psyche ausgerichtete Planung Mehrkosten von ein bis zwei Prozent der Bausumme verursachen. Doch der Mehraufwand lohne sich: „Die Fluktuation der Bewohner ist bei unseren Gebäuden sehr gering. Auch Vandalismus ist bei unseren Wohnanlagen praktisch kaum vorhanden.“

„Je beengter mein Lebensraum ist, umso dominanter der Blick nach draußen.“

Andrea Seelich
Architektin für
Gefängnisbauten

IMMOBILIENMARKT

Grundstücke / Bauland

Landeshauptstadt München
Kommunalreferat

Die Landeshauptstadt München verkauft im künftigen Stadtteilzentrum Freiam

4 Kerngebietsgrundstücke

B-Plan 2068: MK 2 (1) – MK 2 (4)		
MK 2 (1)	ca. 3.238 m ²	ca. 14.800 GF
MK 2 (2)	ca. 4.917 m ²	ca. 25.500 GF
MK 2 (3)	ca. 5.430 m ²	ca. 20.000 GF
MK 2 (4)	ca. 7.541 m ²	ca. 25.750 GF
Gesamt:	ca. 21.126 m²	ca. 86.050 GF

Der Verkauf erfolgt gemäß den Ausschreibungsleitlinien gegen Höchstgebot bei vorgegebenen Rahmenbedingungen.

Abgabetermin: 07.02.2018

Weitere Informationen:

Landeshauptstadt München,
Kommunalreferat
Roßmarkt 3, 80331 München
E-Mail: freiam@muenchen.de
oder unter www.immo-muenchen.de

